

The background of the cover is a photograph of the back of a person's neck and shoulders. The person has a large, black, stylized bat tattoo on their upper back. They are wearing a thick, metallic chain necklace. The lighting is warm and somewhat dim, suggesting an indoor setting at night. The overall tone is gritty and documentary.

Lothar Berg

Sozialismus Skinhead Sumo

Das Leben des Alexander Czerwinski

AAVA
VERLAG

Lothar Berg

SOZIALISMUS - SKINHEAD - SUMO

Das Leben des
Alexander Czerwinski

Biografie

AAVAA
VERLAG

© 2014 AAVAA editions

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2014

Umschlaggestaltung/Grafik: Thorsten Wiemer

Printed in Germany

AAVAA print+design

Taschenbuch: ISBN 978-3-944223-18-6

eBook epub: ISBN 978-3-944223-19-3

eBook PDF: ISBN 978-3-944223-20-9

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

AAVAA
VERLAG

„Wenn ich auf der Matte eine Waffe hätte, würde ich ihn töten. Aber nach dem Kampf setze ich mich gern mit meinem Gegner auf einen Kaffee zusammen“

(Alexander Czerwinski)

INHALT:

RIKISHI (der Krieger)

RITTERSPIELE

DER ERNST DES LEBENS

RAUE SITTEN – HARTE ZEITEN

RAUS AUS DEN KINDERSCHUHEN

AUSNAHMEZUSTAND

REVOLUTION

BOMBERJACKE UND SPRINGERSTIEFEL

DEPRESSIONEN UND ROTLICHT

VORWÄRTS, ES GEHT ZURÜCK

BLUT, SCHMERZ UND BLITZLICHT

ELFENTANZ UND PHÖNIX

RIKISHI (der Krieger)

NACHLESE

EPILOG

RIKISHI (der Krieger)

Schweißgeruch liegt in der Luft. Aus der Halle wummert es herüber in die Umkleide. Hierhin habe ich mich zurückgezogen, um Besinnung zu finden. Hier zwischen den miefenden Socken, dem säuerlichen Gestank aus den unordentlich hingeworfenen Kleidungsstücken. Dort hängt eine Lederjacke am Haken und drüben liegt eine Jeans am Boden. Halb aufgemachte Trainingstaschen, aus denen die Utensilien der Sportler herausquellen. Wie oft habe ich diese Bilder schon vor mir gesehen? Seit über 25 Jahren lebe ich in dieser Welt des Kampfsports.

Und nun ist dies mein letzter Kampf. Mein letzter Auftritt. Wie schnell doch die Zeit verflogen ist. Eben noch ein neugieriger Junge,

mit großen Augen und voller Wissbegier und nun ein altes Schlachtross von 38.

Draußen in der Sporthalle am Ring sitzen die alten Cracks des Kampfsports aus Deutschland und Europa. Im Viereck zwischen den Seilen, auf dem schweiß- und blutgetränkten Mattenboden, messen sich die modernen Gladiatoren aus den verschiedenen Bereichen der Kampfkunst.

Mein Freund Christian Bürki, hat mit seinem „German King Cup“ im November 2007 wirklich einen Mega-Rahmen für meinen letzten Auftritt geschaffen.

Kann ich dem noch gerecht werden? Spüre ich noch den Kick? Das Zittern der Nerven vor dem ersten Gong? Oder bin ich schon zu abgebrüht? Zu sehr Kampfmaschine, die nur noch mechanisch reagiert?

Nein, das bin ich nicht. Ich fühle und schmecke noch die Vibrationen und den Schweiß der Auseinandersetzung.

Doch ich weiß um die Gefahren des Kampfes
Mann gegen Mann.

Vielleicht ist das der Unterschied zu früher –
heute denke ich nach.

Ich erinnere mich daran, dass ich irgendwo
gelesen habe:

„Wenn der Schmerz der Vergangenheit, auf
die Angst vor der Zukunft trifft, das ist der
Augenblick, an dem die meisten Kämpfer
aufgeben.“

Ist dieser Augenblick jetzt für mich gekom-
men oder liegt darin die Tragik? Noch bin ich
ein Krieger, aber doch schon auf dem Weg
zum Feldherrn?

Noch nicht müde des Kämpfens, doch über
seinen Zenit hinaus. Das Knie bandagiert, den
Fußknöchel getaped. Den Rücken lädiert und
die Finger gequetscht, gebrochen und ausge-
kugelt. Die Schmerzen im Rücken und die

Pein von der Wirbelsäule, die immerhin 150 kg tragen muß, manchmal auch mehr.

Ich schwitze vom Warmmachen, lausche hinüber zur Halle, aus der das Toben des Publikums herüberschallt. Ich weiß nicht, wer da gerade gegen wen kämpft. Es sind immer dieselben Geräusche. Ich erkenne alles, was dort passiert, am Klang der Töne, am Geruch und am Geschmack.

Was bin ich denn hier? Ein Kämpfer? Ein Gladiator? Ein Clown? Ein Unterhaltungsteil?

Rikishi, den Namen haben sie mir in Japan gegeben. Ein Kämpfer, ein Krieger! Nie aufgeben, das Unmögliche möglich machen.

Durch die Halle geht ein Stöhnen, dringt bis zu mir herüber. Ich stehe auf, mache ein paar leichte Übungen mit den Beinen. Bewegungstalent hat man zu mir gesagt, damals vor 27 Jahren. Ein Schwergewicht mit Bewegungstalent. Mann, bin ich stolz gewesen. Dann haben sie mich gezüchtet und trainiert. Haben mir

alles beigebracht. Die sauberen und die dreckigen Dinge.

Was macht mich aus, wenn die Lichter erloschen sind? Was ist meine Persönlichkeit?

Finde ich eine Neue? Der letzte Kampf. Ein ungeheures Ereignis. Niemand zwingt mich dazu aufzuhören, es ist eine bewusste Entscheidung. Hier und heute. Ultimativ.

Ich sollte mich nicht um diese Gedanken kümmern. Ich brauche einen klaren Kopf für diesen Kampf. Frei sein im Schädel, das braucht ein Kämpfer. Unbeeindruckt sein von allen äußerlichen Einflüssen. Nur den Sieg vor Augen. Wie oft habe ich mich so aufgepusht? Nach jetzt über tausend Kämpfen kommen mir Zweifel? Ich habe gesiegt und verloren, habe triumphiert und bin fast zerbrochen. Die Enttäuschung in den Augen meiner Gegner, die mir unterlegen waren, habe ich genossen und ebenso die Bitterkeit gefühlt, wenn mich

der Griff eines Kontrahenten bezwungen hatte.

Ständig dasselbe Spiel vom Quälen im Training, der Selbstschinderei in der Vorbereitung und dann die Anspannung vor jedem Kampf. Die Unsicherheit und zugleich die Zuversicht. Alles Streben auf diesen Moment gerichtet. Auge in Auge mit dem Gegner und keiner mehr zwischen uns. Die Sekunden der Entscheidung. Der Geruch des anderen, seinen Atem in meinem Gesicht. Die Kraft zu spüren, die mich bedrängt, wie der Gegner versucht, mich zu locken, zu fassen, zu ziehen, zu werfen. Dagegenhalten, fühlen, ahnen was er vorhat. Zu kontern, ihn in die Falle laufen lassen, um zu triumphieren, um einfach der Bessere zu sein. Oben zu stehen, als Bester den Beifall zu bekommen.

Und gerade jetzt, oder vielleicht genau deshalb, sehe ich die Dinge vollkommen neu. Stehe ich am Abgrund? Stürze ich hinunter, wenn ich nicht mehr dort auf der Matte bin?

Wenn ich mich umdrehe, mich selbst suche?
Oder stoße ich eine neue Tür auf? Unbelastet
vom Muss der Sucht nach der Auseinander-
setzung? Kann ich frei etwas Neues anfangen,
erleben und fühlen? Oder bin ich nur der Ri-
kishi?

Ich habe sie heute hier hereinkommen sehen,
die jungen Burschen, noch auf dem Wege zum
Ruhm, an die Weltspitze, nichts ahnend von
der großen Frage: „Was kommt danach?“ So
wie ich selbst vor über 20 Jahren dem Ruf des
Sports gefolgt bin und auch noch darüber
hinaus. Sie ahnen nichts davon, dass der
Kampf und der Siegeswille sie in ihren Bann
ziehen wird, sie bestimmen wird und ihnen
seinen Puls aufzwingt. Besessen, glücklich
und traurig wird er sie machen. Aber er wird
sie nicht unsterblich machen. Sie werden nicht
ewig und nicht für immer sein. Wenn die Zeit
vorbei ist, da wird sich zeigen, ob du mehr
bist, als nur das Zirkuspferd für die, die nicht

den Mumm haben, sich selbst dem Kampf zu stellen.

Was kommt danach? Jetzt, nach dem letzten Kampf? Noch einmal siegen. Noch einmal den Applaus hören und die Bewunderung spüren. Noch einmal. Was bleibt mir davon, wenn ich nicht mehr im Rampenlicht stehe. Wer bin ich dann?

„Seht mal den, das ist Alex. Früher mal ein berühmter Judofighter und Sumoringer. Heute ein Wrack, die Knochen kaputt. Das hat er nun davon“, wird es vielleicht mal heißen.

Ist das alles? Ist das der Preis? Ist das der Lohn? Ist im Siegerpokal bittere Galle?

Heute endet nicht nur ein Lebensabschnitt, es beginnt auch wieder ein Neuer. Ich habe keinen Plan, welcher das sein könnte.

Es ist so herrlich, auf dem Podest zu stehen, die Anerkennung der Menschen zu spüren und seinen Namen in den Schlagzeilen zu le-

sen. Nicht aus Eitelkeit, oder nicht nur, sondern auch als Belohnung für die Qualen des Trainings, für das Verzichten, für den Erfolg und die Überwindung auf der Matte und im Ring.

Und es ist ein unbeschreibliches Gefühl, Privilegien zu haben, geachtet und außergewöhnlich zu sein.

Vor dem Spiegel recke, dehne ich mich ein wenig. Ich sehe mich an und erkenne einen dicken Mann, dem das Fett am Leib herunterhängt. Aber ich sehe auch die Muskelstränge darunter, spüre die Kraft und schaue in das Auge des Kämpfers. Ich sehe auch die ungeheure Schnelligkeit meiner Angriffe und die explosive Kraft meiner Techniken. Und plötzlich wird mir bewusst, dass es nicht die Frage ist „Was kommt danach“, die mich beschäftigt, sondern die Frage: „Wann wurde ich Rikishi?“

RITTERSPIELE

Wild und ungestüm stürmten wir die Dünen zur Ostsee. Hatten den Wind im Gesicht und brachen jeden neuen Tag zu immer wieder anderen Abenteuern auf. Mein Bruder Kay und ich. Gerade einmal Steppkes im Alter von vier und fünf Jahren. Da waren wir keine Kämpfer, da waren wir Helden und Eroberer. Manchmal auch nur kleine verängstigte Jungen, die sich erschrocken bei Mama zurückzogen. Aber das war nur manchmal.

In der übrigen Zeit vollbrachten wir wagemutige Unternehmungen und kämpften gegen riesige Lindwürmer. Stundenlang durchstreiften wir die Wiesen und Bachränder, drehten Steine und Gestrüpp um, bis endlich der Schrei durch die Luft gellte: „Ich hab eine, Alex, ich hab eine.“

Blitzschnell trieb es mich zu meinem Bruder, der wild gestikulierend den Fluchtweg des Ungeheuers beschrieb. Aber die Bestie hatte keine Chance gegen die jungen Ritter von Dierhagen. Wir trieben es in die Enge und stellten es. Todesmutig griffen wir nach der schuppigen Echse, um im gleichen Augenblick nur einen Teil von ihr in den Händen zu halten, während sich der Rest zuckend und schlingernd ins nahe Gebüsch rettete. Oft mussten wir feststellen, dass Blindschleichen ihren Schwanz abwerfen können, der manchmal die Hälfte ihrer Gesamtlänge ausmachte.

Doch dieses Riesending, das, aus heutiger Sicht geschätzt, so an die 40 bis 45 Zentimeter lang war, entkam uns nicht. Das fingen wir in einem Stück und setzten es in einen Karton. Voller Zärtlichkeit füllten wir den Karton mit Ästen und Laub. Wir würden sie zähmen und zu einem Haustier machen.

Leider war die Blindschleiche am nächsten Tag nicht mehr im Karton. Ob sie sich nun selbst befreit hatte oder ob Mama sie freigesetzt hatte, die solches Zeug nicht im Haus haben wollte, wissen wir bis heute nicht.

Aber wir gaben nicht auf und erforschten unser Territorium immer wieder aufs Neue. Steckten unsere Grenzen immer weiter.

Dabei vergrößerte sich aber nicht nur die Welt, in die wir eintauchten, sondern auch die Sorge unserer Eltern, wenn wir wieder einmal aus Sichtweite und über die genehmigte Zeit hinaus wegblieben. Aber dürfen sich Helden davon aufhalten lassen?

Dierhagen, mein Königreich, noch heute. Wenn ich seelisch ganz weit unten oder ganz weit oben bin, zieht es mich noch immer zu den Dünen, dort, wo heute eine Bank steht und von wo aus ich den Blick auf die See habe.

Dort, wo der kleine Alex staunend auf das Wasser gesehen hat und sich der Faszination nicht entziehen konnte, geht auch dem Alex von heute noch das Herz auf. Hier fangen sich meine Träume und meine Sehnsüchte, in meinen unerfüllten Wünschen. Hier bin ich so mächtig wie die Wolkenberge, die in rasenden Ritten am Horizont vorbeiziehen und auf deren Rücken ich schon mein Leben lang in andere Länder reise. Hier bin ich so klein und unscheinbar wie das einzelne Sandkorn dort vorne am Strand. Nur ein Teil des Ganzen, nichts besonderes.

Hier, an dieser Stelle, erlebe ich mich wahrhaftig, verlasse den Glanz und Glamour, den Frust und die Erniedrigung. Hier bin ich wieder der kleine Alex, der mit großen Augen die Welt erkundete. Auch heute sehe ich noch hinunter zum Strand und sehe die beiden Knirpse mit ihren Taschen und Dosen im Wasser waten.

Dort, wo die anderen Ungeheuer lauerten. Mit ihren Scheren und dem braunen, hässlichen Körper. Glitschig, im Wasser im Hinterhalt liegend.

Die tückischen Augen wachsam und starr auf mich gerichtet. Aber was sollte es, wir waren unbesiegbar und schafften auch diese Monster. Manchmal erhielten wir Unterstützung von den Erwachsenen, aber die erkannten nicht wirklich den Sinn einer solchen Jagd.

Ich denke, denen lag eher daran, soviel wie möglich für den Abendtisch zu fangen. Kay und ich holten uns bei diesen Gelegenheiten eher einen Klaps ab oder eine gehörige Anranzerei. Erwachsene eben, die nicht auf Augenhöhe mit den tatsächlichen Dingen des Lebens standen.

Wir wollten uns nur mit den Gepanzerten messen. Geschicklichkeit gegen Instinkt. Nicht gekniffen werden, schnell sein und sie anschließend wieder in ihr Revier entlassen. Mehr wollten wir nicht.

Kay und ich haben sie niemals gekocht, nicht lackiert und nicht an Touristen verscheuert. Das wollten wir nicht, dafür standen die kleinen Kriecher uns viel zu nahe. So eine Strandkrabbe ist doch auch nur ein Mensch.

Aber wie soll das ein Erwachsener begreifen, der sich ganz andere Sorgen macht.

Oder hätten sie sich sonst dermaßen aufgeregt, wenn wir wieder einmal zu spät nach Hause kamen? Dreckig und mit zerrissenen Hosen?

Wie aber anders sollte man im Geisterwäldchen bestehen? Dort zwischen den windschiefen Kiefern eroberten wir Meter um Meter, jeder Gefahr trotzend, die sich im Schatten der Bäume bewegte oder die uns mit dem Wind in den dürren Zweigen ständig Verführungen zuflüsterten. Wir aber, trotzten ihnen und begannen Burgen, Festungen und uneinnehmbare Wehre zu bauen. Höhlen und Buden. Geschickt getarnt und listig ausgebaut. Was verstanden denn die Eltern davon? Nichts. Wie

sollte man das ohne aufgeschürfte Knie, leichten Verletzungen oder eingerissene Kleidung bewerkstelligen?

Ich erinnere mich auch daran, dass zwischen den Abenteuern herrliche Zeiten der Ruhe lagen. Zum Baden am Strand oder aber mit der Angel, einer Stippe, Fische fangen. Die haben wir allerdings dann gegessen. Mit großen Augen zugesehen, wie sie ausgenommen wurden und an einem Spieß über dem Feuer gar wurden. Später haben wir sie selbst entkernt und mancher Fisch landete auch in der Pfanne und wurde dann auf einem Teller serviert.

Im Sommer mietete Rosi, eine Cousine meiner Mutter, immer das Haus neben uns. Mit ihr kamen ihre sieben Kinder. Dann wurde es stets lebhaft und wir konnten unseren neuesten Eroberungen vorführen und mussten sie gegebenenfalls auch verteidigen. Diese Wochen waren immer von einem eigenen Rhythmus bestimmt.

So früh am Tage Kay und ich auch unser Elternhaus immer verließen, um all die unbekanntenen Dinge zu entdecken, so gerne kamen wir zurück, wenn draußen die Schatten länger und unheimlicher wurden. Da konnten wir dann die Rüstungen ablegen und uns von Mutter verwöhnen lassen. Gewaschen werden und frische Sachen anziehen, das Brot schmecken und Milch trinken. Es geht doch nichts über ein schönes Zuhause.

An den Regen- oder Wintertagen blieben wir nicht selten in der Stadtwohnung in der Kröpeliner Tor Vorstadt. Das Toben in der Enge brachte uns schnell den Namen „Terrorgruppe“ ein. Dabei waren wir auch hier nur darauf bedacht, Gefahren aufzudecken und von der Familie abzuwenden.

So zum Beispiel, als Kay und ich die geheime Schatzkammer der Zwerge und Kobolde entdeckten. Sie war voll mit Töpfen, Krügen und Behältnissen, in denen Farben versteckt wa-

ren, die alle Gerüche ausströmten, die wir noch nicht kannten.

Wir waren darauf bedacht, diesen Zauber zu enttarnen und schrieben mit den Inhalten Zauberzeichen und Beschwörungen an die Wände und Möbel im Schlaf- und Kinderzimmer. Es war eine Heidenarbeit.

Obwohl wir uns selbst mit der Bemalung nicht ausließen, konnten wir nicht alle dunklen Dämonen abwehren. Für uns setzte es nämlich einen gehörigen Arschvoll, als die Eltern entdeckten, dass wir den so gut behüteten AVON-Koffer entdeckt und ausgeräumt hatten. Und Avon Kosmetik war damals in der DDR sicherlich ein Schatz.

Das war nicht alles, neben vielen kleinen Hausunfällen, Nervigkeiten und den täglichen Reibereien zwischen Kay und mir mit den Eltern und zwischen uns beiden, ist mir noch eins in Erinnerung geblieben.

Meine Mutter machte sauber. Sie reinigte die Böden und brachte sie wieder auf Vorder-

mann. Während ich ihr so zusah, wie sie da auf allen Vieren über den Boden rutschte, überkam mich ein ungeheurer Durst.

Ich wusste nur zu gut, dass ich in diesem Stadium der Hauspflege nicht mit meinem nörgelnden: „Mama, ich hab Durst!“ zu kommen brauchte.

Hier war der Mann selbst gefragt. Und wer zweifelt daran, dass ein Kerl mit fünf Jahren noch kein Mann ist?

Ich sah mich um und entdeckte eine mir wohl bekannte Flüssigkeit, die sonst in einer Glasflasche oder in einem Euter steckte. Hier aber hatte sie eine neue Verpackung, eine Art Kanne. In einem unbemerkten Augenblick schnappte ich mir diese und trank in kräftigen Zügen. Baahhh, selten hatte ich so eine saure Milch getrunken und auch danach nie wieder. Aber was sollte es. Schnell noch ein Schluck hinterher, damit ich auch nicht noch teilen musste.

„Aaaaaaleeeex!“

Ich wusste nicht, wie mir geschah, als ich den Schrei meiner Mutter hörte, die mich sofort vom Boden hochriss. Was alles Weiteres passierte, weiß ich nicht mehr, aber ich gelangte auf dem schnellsten Weg in die Klinik, wo man mir den halben Liter Bohnerwachs aus dem Magen pumpte. Da lag ich nun ein paar Tage, ein bisschen Blödmann, ein wenig Opfer und auch eine Spur von Held.

Trotzdem, die Aufregung um das Vorkommnis habe ich nie verstanden.

DER ERNST DES LEBENS

Obwohl Papa Beziehungen zur Partei hatte und Omas Durchsetzungsvermögens besaß, nahm uns ein Politbonze die Kneipe in Dierhagen weg. Er tat das zwar auf eine gewisse Weise charmant, aber es hatte schon etwas von Enteignung. Das Erlebnis sollte mich jedoch nicht davon abhalten, in den kommenden Jahren zu einem überzeugten Anhänger unserer Republik zu werden.

Zum Glück behielten wir aber das Grundstück mit dem Haus, so dass Kay und ich die Blindschleichen, die Dwarslöper, das Gespensterwäldchen und all die anderen tollen Dinge im Sommer nicht vermissen mussten, obwohl die Familie erst nach einiger Zeit wieder in Gresenhorst, nahe bei Dierhagen, eine Kneipe zur Bewirtschaftung erhielt.

Ich war älter geworden, nun schon sechs oder sieben Jahre alt und das Leben wurde härter. Ich war ein kräftiges Kind und konnte mich einfach nicht an den Namen „Dicker“ gewöhnen, der mir nun des Öfteren in den Ohren hallte. Ich war viel mit dem Fahrrad unterwegs.

Aus den Rittern waren Piraten geworden. Wir bauten Flöße, die auf dem Wasser in den Kiesgruben eingesetzt wurden. Andere Stämme, Nachbarkinder, traten auf dem Plan. Wir mussten unsere Höhlen und Wasserfahrzeuge verteidigen. Da wurde auch schon mal gerungen und gelegentlich flogen ein paar Steine. Aber das war sicherlich so in Ordnung, wie mir 14täglich die Vorkommnisse in und vor unserer Gaststätte immer wieder bestätigten.

Dort konnte ich sehr gut, aus der Wohnung über der Kneipe, die Auseinandersetzungen der Erwachsenen verfolgen. Was habe ich mir die Nase platt gedrückt am Fenster, wenn

nach dem Tanzabend, in der Regel ab 22.00 Uhr, draußen die Keilereien losgingen. Da gingen sie aufeinander los, die Platzhirsche, die Stiere, die Kerle.

Da ging ein Pärchen in die Dunkelheit und kam nach 20 Minuten wieder zurück, während ein anderer Kerl schon wartete. Dann haben sich die beiden Männer in die Fresse gehauen und die Frau verschwand mit dem Sieger in der Gaststätte.

Oder Freunde verließen das Lokal und begannen sich zu streiten. Schlugen und traten aufeinander ein. Als sie beide bluteten, vertrugen sie sich, stützten sich und verschwanden in der Dunkelheit.

Manchmal war auch nichts zu verstehen, da kamen zwei heraus, brüllten sich an, drumherum eine wilde Meute, schlugen sich und gingen wieder zurück.

Das ganze geschah in aller Regelmäßigkeit. In Zilles Milljöh heißt det wohl „bei Zicken-schulze“.

Ich war voll motiviert und stürzte mich am nächsten Tag mit aller Energie in die Verteidigung unserer Spielplätze.

*

Es gab aber auch Erlebnisse, die ich damals noch gar nicht begriffen habe. Da war dieser Mann, der gelegentlich stinkbesoffen und mit heruntergelassenen Hosen in den Dünen in Dierhagen hinter den Mädels hinterher lief. Was er genau hinter den Frauen hinterrief weiß ich nicht mehr, denke mir aber heute, dass es mehr oder weniger unzweideutige Aufforderungen waren.

Viele Jahre später habe ich ihn dann wieder gesehen, im Fernsehen. Er war der Moderator des Schwarzen Kanals, Karl Eduard von Schnitzler.

Seine Auftritte damals, in den Dünen, wären bestimmt eine Meldung in seiner Sendung wert gewesen wäre.

Doch das Leben hielt noch ganz andere Sachen bereit. Es besteht nicht nur aus Vergnügen, sondern auch aus Pflicht. Diese holte mich 1. September 1975 ein. Es war der Tag meiner Einschulung.

So richtig viel versprechend schien mir der Anfang nicht, als ich mich auf dem Dachboden der alten Dorfschule hinter das Pult quetschte, das noch fest mit der Sitzbank verbunden war.

Unsere Klassenlehrerin, Frau Krönke, war eine lange und hagere Erscheinung. Für mich zunächst eine fleischgewordene Figur, aus Kays und meinem Gespensterwäldchen. Sie hätte einmalig zwischen die Kiefern gepasst. Tag für Tag wurde sie jedoch immer menschlicher und wir bekamen eine nette und liebe Frau zu spüren.

Das Gefühl stellte sich bei der strengen Frau Rist nicht ein. Sie war eine „super rote Socke“, was ich erst viel später begriff. Sie war insgesamt ziemlich eklig und so, wie sie sich auf-